

(Nachdruck verboten.)

## 81 Andreas Vöst.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

„Daß d' gar nimmer kimmst, Kaverl? Seit guatding drei Wocha hoscht di nimma seha'n lassen.“

„Unter der Arndt hon i foa Zeit auf dös.“

„Einjacht host d'a wohl Zeit g'numma.“

„Jetzt is halt net ganga.“

Sie ging schweigend ein paar Schritte neben ihm her. Dann fragte sie: „Hoscht d'as daboam scho g'sagt?“

„Ob i was g'sagt hab?“

„Frag' it a so! Hoscht nix g'sagt, daß i in der Hoffung bin?“

„Dös geht do bei mir daboam neamd was ol De wern sie nix bekümmern um dös.“

„Hoscht ma's du i g'hoachen, daß d' mi heiratsi?“

„Da is mir nix bekannt.“

„So redst du jetzt? A so tatst ma's du macha? Hoscht it g'sagt, du brauchst durchaus foan Angst it g' hamm?“

„Geh du dein Weg und laß mir mei Ruah!“

„Jetzt tatst di weglagna, du ganz Schlechter! Aha du derfst di zahl'n grad gma!“

„Des werd sie aufweisen; da fand anderne aa no be-teilig.“

„Dös ko'st du net mit Wahrheit behaupten.“

„Jetzt geh mir aus'n Weg! I ho mit dir nix mehr g'reden.“

Die Ursula kam das Weinen an. Viele Tränen liefen ihr über die Backen, und sie wischte sich mit den schweißigen Händen über das Gesicht, daß es um und um naß wurde.

Sie wollte reden, aber die Worte kamen nur ruckweise heraus. „Wie'st dös erstmal . . . Wie'st an's Fensichta femma bist . . . do hoscht g'sagt, i brauch mi nix bekümmern, hoscht g'sagt, und's Heiraten is ma g'wis . . . und jetzt gangst mit solche Lugen um, und bei da Hollarstandn hiebei, da hoscht g'sagt, i brauch mi durchaus nix bekümmern, und jetzt brach'st d'as so für, als wenn anderne beteiligt g'wen war'n — —“

„Dös werd si aufweisen,“ sagte der Hierangl Kaver und ging weg.

Es war ihm nicht mitleidig zumute, und er sah sich nicht um nach Ursula, die mit den Armen ihre Tränen trocknete und nicht wußte, sollte sie stehen bleiben oder dem Kaver nachlaufen. Weil sie aber sah, daß er schnell dahinging, dachte sie, daß ihr alles Reden nichts helfen würde.

Sie richtete das Kopftüchel zurecht und öffnete ihren Handkorb. Auf der Innenseite des Deckels war ein Spiegel angebracht, und Ursula betrachtete ihr Bild darin.

Es sah nicht vorteilhaft aus. Ueber das sommersprossige Gesicht waren schwärzliche Streifen gezogen; sie kamen von den Tränen und den schmutzigen Fingern.

Auf zehn Schritte wäre es zu sehen gewesen, daß sie geflennt hatte; deswegen wuckte sie in ihr Taschentuch und verwischte die Spuren. Und dann ging sie langsam ihren Weg, auf den Tanzboden.

Der Weblinger Wirt hatte einen guten Tag. Saal und Stuben waren gefüllt, und im Nebenzimmer saßen alle Honoratioren, auf die er gerechnet hatte.

Die Herren Lehrer aus der Umgebung, der Förster von Peltheim, der Verwalter von Hohenzell und der Stationskommandant Hermann. Unter der Lüre erschien ein junger Mann. Er grüßte freundlich und wurde von allen willkommen geheißen. „Bei mir ist noch Platz,“ sagte der Lehrer Stegmüller von Erlbach. „Darf ich die Herrschaften miteinander bekannt machen? Herr Mang, Kandidat der Theologie — Fräulein entschuldigen, jetzt hab ich den Namen vergessen . . .“

„Spornier,“ sagte das hübsche Mädchen, welches neben ihm saß.

„Fräulein Spornier, die Nichte des Herrn Collega von Aufhausen. Den kennen Sie ja schon?“

„Gewiß habe ich schon die Ehre gehabt. Wenn die Herrschaften erlauben, dann bin ich so frei,“ sagte der Kandidat

der Theologie und setzte sich mit linkscher Bescheidenheit nieder.

Er hatte ein hübsches Gesicht und lustige braune Augen; seine Bewegungen verrieten Kraft und Geschmeidigkeit, aber er war nicht frei von der angelernten Würde, die man für den geistlichen Beruf braucht. Dazu kam noch einige Schüchternheit im Verkehr mit Damen, und Fräulein Spornier war ein schönes Mädchen, vor dem ein junger Studiosus wohl erröten konnte.

Darum war es nicht verwunderlich, daß Sylvester Mang sich einige Male durch die Locken fuhr und keinen rechten Platz für die Hände fand, und daß er nach längerem Besinnen sagte, es sei heute ein schöner Herbsttag.

„Wundervoll,“ meinte Fräulein Spornier, „es ist überhaupt so hübsch hier.“

„Fräulein sind noch nicht länger da?“

„Nein.“

„Wir haben gerade von Ihnen geredet, Herr Mang,“ sagte der Lehrer von Aufhausen. „Am nächsten Sonntag haben wir ein Hochamt, und da könnten wir einen guten Tenor brauchen.“

„Wenn Sie wünschen, stehe ich gerne zu Diensten.“

„Sie tun mir einen großen Gefallen damit.“

„Sie sind Sänger?“ fragte das Fräulein.

„Ja, das heißt, ein wenig. Natürlich nicht geschult.“

„Der Herr Mang hat einen prachtvollen Tenor,“ unterbrach ihn Stegmüller. „Ich sag' Ihnen, Fräulein, da können Sie in der Stadt lang suchen, bis Sie einen solchen Tenor finden.“

„Da freue ich mich auf den Sonntag.“

„Wenn Sie nur nicht zu stark enttäuscht werden, Fräulein. Ich habe gar keine Übung mehr.“

„Er ist überhaupt ein musikalisches Genie,“ rühmte Stegmüller. „Ein Künstler auf der Violine. Ja, wenn ich das gekonnt hätte, säß ich nicht als Schullehrer in Erlbach! Eigentlich is 's schad, daß Sie Geistlicher werden.“

„Es ist ein idealer Beruf,“ sagte Sylvester.

Und er sah bei diesen Worten nicht weniger altflug aus, wie andere junge Leute, welche etwas Großes behaupten.

Fräulein Spornier nickte ernst und verständnisvoll zu seinen Worten.

„Die Kunst, das wär mein Fall gewesen,“ seufzte Stegmüller. „Frei sein, wie ein Vogel in der Luft und auf niemand Obacht geben. Und leben können, wo man will.“

„Treiben Sie auch Musik, Fräulein?“ fraate er.

„Klavier habe ich gelernt, aber ich hab's nicht sehr weit gebracht.“

„Sie sollten einmal den Herrn Mang bealeiten.“

„Da kann ich nicht genug.“

Sylvester freute sich, daß ein Gespräch im Gange war, in dem er seinen Mann zu stellen wußte. Er stellte höfliche Fragen und rühmte alle Werke, welche das Fräulein hervorhob.

Und als sie sagte, kein Lied gefalle ihr besser, als das „Am Meer“ von Schubert, fiel Sylvester leise ein:

„Das Meer erglänzte weit hinaus . . .“

„Auch das Gedicht ist herrlich,“ lobte das Mädchen.

„Von Heine,“ sagte er. „Ich hab es einmal bei einem Maifest gesungen, am Gymnasium. Der Rektor sagte aber, ich hätt' es nicht tun sollen.“

„Wenn es so schön ist!“

„Er meinte, weil Heine doch ein Gottesleugner war.“ Fräulein Spornier mußte wieder den Ernst des jungen Mannes bewundern.

An allen Tischen wurde die Unterhaltung lebhafter. Die Frauen hatten sich vieles zu erzählen; die eine hatte ihren Mann pflegen müssen, der andern war ein Kind krank geworden. Die Fleischpreise gingen in die Höhe, Schmalz und Eier wurden nicht billiger. Manche führte Klage über die Mühen ihres Eheherrn, und als vom Tanzsaal herunter schrille Musik und Stampfen vernehmlich wurden, sagte die Frau Stationskommandant: „Es wird doch hoffentlich nicht schon wieder eine Kauferei geben. Mein Mann weiß so nicht mehr wo aus, vor lauter Arbeit, und mit den jungen Gendarmen, die wir jetzt haben, ist ihm nicht viel geholfen. Gelt Karl?“



Verkreuzung deines gewaltigen Schaffens verschentlich zuerteilt hast? —

Jetzt, wo ich vor dem kalten, Nackten stehe, möchte ich wohl fragen, warum du mich von einem steinigen Abgrund zum anderen hast über die Erde kriechen lassen, gleich einem Wurm mit irreführenden Flügen, so daß ich ein gutes Recht besaß, zu glauben, daß mein Wesen zum Fliegen geschaffen sei? —

Frage, frage nur, Faste! — Niemand wird dir antworten. — — —

Er schlug den Weg ein, der zwischen den Schluchten der Strandhügel entlang führte.

Ebenso gut kannst Du den Gicht fragen, der den Ebaberg hinanstürmt. — Der schäumt und donnert und brüllt und weicht zurück gleich einem Spitzschleier. — Er ist schön. Aber häßlich, nüchtern und salziggrau, wenn er sich am Felsen zerschellt; — und hat nichts mit Spigen oder Regenbogen im Wasserstaub zu schaffen!

Willst du wissen, was ein Gewaltiger ist? Da kommt jetzt einer herangerollt, so nüchtern wie die ewige Wahrheit, während der Schaum an seinem Kamme emporleckt, — eine große Glaswelle mit weißem Helm und flatterndem Helmbusch! — Sie zerschlägt sich an der zerrissenen Klippe, von der sie herabfließt und tropft, — unaufhörlich, unaufhörlich, — das ist ihr Lebenswerk. — —

Ein Priester in hoher, spiker Mütze steht da und predigt in das Meeresgebräuse hinein, bald unter, bald über dem Wasser, bald frei und hoch im langen Talar, bald ganz begraben, so daß die Worte zu Schaum und Dunst werden. — —

Und dort, weiter hin, kämpft die Brandung einen harten Kampf mit einem feuchten Grund voller Tang, wo es die ganze Zeit zischelt und tischelt — „Et! — Et! —“

Und die Welle zieht sich freischend, heulend, hohlnlachend zurück, — in die Arme einer gewaltig heranbrausenden neuen!

Ja, Faste, — jetzt kommt die Antwort. — — Das Meer breitet sich zu einem weißen, bieredigen, schäumend schwindeligen Leichentuch aus, — dort auf dem sandigen Boden mit wogenden, entzündenden Schönheitslinien mit verbrämter Kante geschmückt, — dort zwischen den kleinen Steinen prasselnd. — —

— Plumps — — plups — —

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der türkische Bauer.

Von einem Türken.

„Der Türke, den die Handhabung der Gewalt nicht korrumpiert, den die Unterdrückung nicht erniedrigt hat, gehört sicherlich zu den Leuten, die durch eine glückliche Mischung guter Eigenschaften allgemein gefallen müssen. Niemals betrügt er; ehrlich und rechtschaffen, ist er seinen Stammesgenossen gegenüber treu wie Gold; im höchsten Grade gastfreundlich; ehrerbietig, aber doch nie kriechend; diskret, tolerant, wohlwollend und überaus zärtlich zu Tieren.“ So urteilt Elisee Reclus, der berühmte Geograph, über die Osmanli, und es wäre unmöglich, treffendere oder bessere Worte über sie zu sagen. Seine Ansicht stimmt auch in jeder Beziehung mit dem Urteile der Reisenden überein, die den Orient eingehend studiert haben.

Wer aber den Türken finden will, „den die Handhabung der Gewalt nicht korrumpiert hat“, muß ihn im Innern der Provinzen suchen — niemals in den großen Städten. Denn nur diesem allein gebührt dieses Lob, und leider nur ihm allein. Seine bemerkenswertesten Charakterzüge sind Rechtschaffenheit und Abscheu vor der Lüge. Gerade hierin unterscheidet er sich von dem Türken in Konstantinopel, der mit einer wahrhaft bewundernswerten Unverschämtheit lügt und betrügt. Der ist in keiner Weise anders wie der Armenier oder der Grieche, dem es Vergnügen macht, den armen muselmännischen Bauern zu hintergehen, und der ihn dann obendrein noch auslacht. Sprichwörtlich ist seine Mäßigkeit. Kein europäischer Bauer hat so geringe Bedürfnisse wie er und könnte mit einem Stückchen groben Schwarzbrottes, das er mit ein paar Schlud kalten Wassers hinunterspült, sein Leben fristen. Und damit kommt der türkische Bauer recht gut aus. Für ihn gibt es keinen Schnapsladen. Für seine Person ist er peinlich sauber, denn seine Religion verlangt von ihm, daß er mehrmals am Tage Waschungen vornehmen soll. Dessenungeachtet aber vernachlässigt er doch die einfachsten Forderungen der Gesundheitslehre. Eine in die Erde gegrabene Höhle, der ebenso wie die Fenster jegliches Mobiliar fehlen, bildet seine Wohnung.

Gewöhnlich ist der türkische Bauer Monogamist. Nimmt er sich eine zweite Frau, so geschieht dies nur deswegen, weil er „noch eine Dienerin haben will“. Seine Frauen behandelt er zärtlich, und seine Kinder vergöttert er. Seine Liebe zu Tieren kann man nicht genug rühmen. In manchen Provinzen genießt der Esel zwei Ruhetage in der Woche. Dieser Zug der Sanftmut und Milde, der einem kriegerischen Volke, wie es die Türken doch sind, so viel Ehre macht, geht durch die ganze Nation. So zeigen sich die Bewohner Stambuls überaus gütig gegen die herumstreifenden Straßenhunde, und es schmerzt sie, wenn sie sehen müssen, wie brutale Griechen und Lebantiner aus reinem Mißwillen die armen Tiere schlagen und sie mit dem Fuße zur Seite stoßen, wenn sie

auf ihrem Wege liegen. Hat eine Hündin Junge bekommen, so bringen sie sie an einer Straßenecke in einer improvisierten Hütte unter, zu der ihnen eine alte Kiste dient, die sie mit Stroh und weggeworfenen Teppichstücken ausfüllen. An den meisten Türschwällen Stambuls kann man kleine Krüge mit Wasser stehen sehen und im Ramazan, dem Fast- und Festmonat des Jahres, füttern die Türken sämtliche Hunde ihrer Nachbarschaft. Will ein türkischer Junge sich ein ganz besonderes Vergnügen machen, so geht er in den nächsten Bäckladen und kauft sich dort Brot, das er dann unter die Hunde seines Stadtviertels verteilt. Viel Freude macht es ihm, wenn er all diese leuchtenden Augen, diese schnüffelnden Nasen und wedelnden Schwänze sieht. Die armen Tiere freuen sich so über ein gütiges Wort oder ein softendes Streicheln, daß der Ausdruck ihrer Dankbarkeit dafür mitunter gar zu zärtlich wird, denn eine allzu innige Berührung mit ihren schmutzigen Pfoten oder ihrem dampfenden Waule ist nichts weniger als angenehm.

Der Türke ist grohmütig; selten verweigert er einem Bettler seine Gabe, und kann er ihm nichts geben, so sagt er in höflichem Tone: „Inahet Allah! Möge Gott Dir helfen!“ Das klingt doch ganz anders, als wenn ein Europäer zu einem Bettler sagt, er solle sich zum Teufel scheren.

Die Gastfreundschaft des Türken ist bekannt. Sobald ein Fremder bei ihm ankommt, werden ihm Kaffee und Zigaretten vorgesetzt, und willigt der Fremde ein, bei ihm zu verweilen, so wird das beste im Hause zu seiner Bequemlichkeit aufgeboten. Und das alles geschieht mit jenem angeborenen Takte, der ausbringliche Fragen vermeidet.

Mit all diesen Vorzügen verbindet der türkische Bauer aber auch Fehler. In seiner Arbeit läßt er es an Fleiß und Energie fehlen. Er arbeitet nur, weil er eben arbeiten muß, und sobald er kann, kehrt er wieder zu seinem Ref zurück. Um die Zukunft macht er sich keine Sorgen, ja, er denkt kaum an sie. Sein ganzes Streben geht nur dahin, so viel zu schaffen, wie er zum Unterhalt seiner Familie gebraucht. Warum sollte er auch mehr tun? Er hätte ja doch keinen Nutzen davon. Zu allererst würde der Erheber der Zehnten kommen, der vom Staate das Recht der Steuererhebung kauft und mit seiner Ausübung den armen Bauer drückt und bis aufs Blut auspreßt. Ferner muß er darauf gefaßt sein, sich für den Generalgouverneur (Vali), den Präfekten (Mutes sarif) und Unterpräfekten (Caimakam) abradern zu müssen. Und reist zufällig einmal eine hohe Persönlichkeit mit ihrem Gefolge durch seine Gegend, so hat er Gelegenheit, seine Gastfreundschaft zu üben, und er muß für Verköstigung und Unterkommen der ungebeten Gäste sorgen; auch Soldaten, die auf dem Wege nach ihrer Garnison, durch sein Dorf ziehen, muß er beherbergen. Und die Nachricht von dem bevorstehenden Eintreffen hoher Würdenträger oder Abteilungen von Soldaten versetzt die Bauern eines Dorfes oft in so großen Schreck, daß sie alles im Stiche lassen und in die Berge flüchten, bis der gefürchtete Besuch ihre Gegend wieder verlassen hat.

Einst strebte ein Gouverneur nach einem Gute, das mindestens einen Wert von 25 000 türkischen Pfunden hatte. Er ließ den Besitzer rufen und eröffnete ihm, es läge in seiner Absicht, das Gut zu kaufen, und zwar zu einem Preise, den er selber festsetzen würde, für 5000 Pfund. Der unglückliche Eigentümer verzog zwar sein Gesicht bei diesem Angebot, aber es blieb ihm nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen und auf den Verkauf einzugehen, denn nur zu gut wußte er, welche Folgen eine Weigerung oder eine Mehrforderung für ihn haben könnte. Damit ist die Sache aber nicht zu Ende. Aermals sandte der Vali nach ihm und verpachtete ihm das Gut gegen den bescheidenen Zins von 2500 Pfunden! Der rechtmäßige Besitzer erwiderte nichts und ließ auch diese neue Ungerechtigkeit still über sich ergehen. Und schließlich verlangte der schlaue Gouverneur eine weitere Zahlung von 2500 Pfunden und zwar, wie er sagte, für Reparaturen, die er auf dem Gute müsse vornehmen lassen, für Schlägen von Holz usw. usw. So wurde der rechtmäßige Eigentümer um sein Gut gebracht, ohne daß er dafür auch nur einen einzigen Pfennig erhalten hätte. Ja, er durfte sich auch nicht einmal beklagen, denn dadurch hätte er seine Sache nur noch verschlimmert. Wozu soll man also unter solchen Verhältnissen für andere arbeiten? Was für einen Zweck hat es, jede Stunde guten Wetters wahrzunehmen und dem Boden von Jahr zu Jahr reicheren Ertrag abzurufen? So wenig als nur möglich arbeitet man, denn so viel als man zum Unterhalt gebraucht, gibt der Boden schon her. Um nur ein Beispiel anzuführen, die Verwendung des Düngers ist vollkommen unbekannt. Statt ihn dazu zu benutzen, den Boden reicher und fruchtbarer zu machen, gebrauchen ihn die Bauern als Brennmaterial. Aus Pferde- und Kuhdung machen die Weiber eigenartige Pasteten und Kuchen, die in der Sonne getrocknet und als Heizung für den Winter aufbewahrt werden. Da die Bauern Holz und Kohle zu Heizzwecken sich nicht beschaffen können, sind sie gezwungen, sich dieses schmutzigen Materials zu bedienen, das beim Verbrennen einen unerträglichen Gestank verbreitet.

In Konstantinopel kann man täglich große, mit dem Abfall und Kloakenwasser der Stadt beladene Kähne sehen, deren Inhalt ohne weiteres in die See bei ihrem Eintritt in das Goldene Horn geschüttet wird. So wird alljährlich kostbarer Dünger, viele Tausende von Frank an Wert enthaltend, in den Bosphorus geworfen, dessen Wasser er verpestet und vergiftet, und dabei wird

der Boden von Jahr zu Jahr unfruchtbarer, weil ihm die Nahrung fehlt.

Der türkische Landbebauer, der durch ein rückwärtsloses Steuersystem bis aufs Blut ausgepreßt ist, lebt von der Hand in den Mund. Es ist kein Wunder, wenn er verschwenderisch und leichtsinnig wird. Zur Sparfamkeit hat er weder Anlage noch auch Gelegenheit; er vegetiert dahin, muß alles entbehren und überläßt Allah die Sorge um die Zukunft. Denn Bucherern, die die wahre Geißel der Provinzen sind, ist er auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Juden, Armenier, Griechen, sie alle weiteifern miteinander, den gutmütigen Bauern auszubeuten, und von diesen gefräßigen Harpyen umkreist, bleibt dem unglücklichen Türken nichts übrig, als sich ihren ungeheuerlichen Bedingungen zu fügen. Seine Ehrlichkeit zwingt ihn oft dazu, sein ganzes Leben lang zu arbeiten, um einen hartherzigen Gläubiger zu befriedigen, der von Jahr zu Jahr sein Opfer fester in seinen Krallen hält und es bis auf den letzten Blutstropfen ausaugt.

Zu alledem kommt noch das Unglück der Aushebung zum Militär. Dank einem jämmerlichen Gesetze ist es der Muselman allein, der als Soldat dienen muß; Griechen und Armenier sind gegen Zahlung einer unbedeutenden Jahresabgabe vom Militärdienst befreit. Während so aus den türkischen Ackerbaugenden die besten Arbeiter entfernt und tausende von Vätern ihren hungernden Familien entzissen werden, läßt man die Christen ruhig ihr Feld bebauen, ihren Handel treiben und ihre Familien vermehren. Daher kommt es auch, daß in manchen Gegenden das griechische Element das muslimanische überwiegt. Ein noch beklagenswerteres Gesetz ist das, das bestimmt, daß alle Bewohner Konstantinopels, auch die Muselmanen, vom Militärdienste befreit sind. So rekrutiert sich also die türkische Armee ausschließlich aus der ackerbaureibenden Bevölkerung, und hätte es in der Absicht des Gesetzgebers gelegen, diese Bevölkerung vollständig zu vernichten, so hätte er gar kein besseres Gesetz erfinden können.

So hat der Rücken des armen Bauern allerlei Lasten zu tragen. Ganz unmöglich ist es, sich ein richtiges Bild von dem erbärmlichen Zustande zu machen, in dem sich der Ackerbau in der Türkei befindet. Fast jedes Jahr herrscht Teuerung im Lande und hunderte seiner Bewohner kommen vor Hunger um. Ungeheure Strecken fruchtbarer Landes liegen ungebaut da. Vor den Toren Konstantinopels, vor den Toren jeder großen Stadt schweift der Wind über solofale, einsame Steppen. Von Weizen wird nur der fünfte Teil hervorgebracht, den der Boden liefern könnte, Getreide muß daher aus Rußland importiert werden. Aber nicht einmal die Mühe, dieses fremde Korn selber zu mahlen, nimmt sich der Türke.

Aber nicht nur Getreide, auch Fleisch fehlt. In allen Tälern gibt es reiche Weiden, aber kein Vieh sieht man dort grasen. Ochsen und Kühe erblickt man fast nie. Rindfleisch ist eine große Seltenheit, und die Milch ist teurer als in Europa; eine ziemlich gute Butter wird aus Italien importiert, und eine schlechtere, die besser als Wagenschmiere zu verwenden wäre, kommt unter dem Namen „Sibirische Butter“ aus Rußland. — In diesem Reiche, das dem Abendlande die besten Pferde der Welt, das arabische Vollblut, gegeben hat, findet man nur kleine, verkümmerte Pferde, die weder Kraft noch Ausdauer haben. Um seine Kavallerie zu versorgen, hat die Türkei zu teuren Preisen mehrere tausend Pferde in Ungarn kaufen müssen.

Der Weinbau hat sich gehoben, namentlich nachdem der französische Import von Mosten gestiegen ist. Da aber der Koran auch die Bereitung von Wein verbietet, so kann der arme türkische Bauer nicht die Industrie betreiben, die für ihn vielleicht die einträglichste wäre. Sie liegt ausschließlich in den Händen der Griechen und Europäer.

Mit seiner Gleichgültigkeit, seiner Ergebung ober, wenn man lieber will, seinem Fatalismus erträgt der türkische Landbebauer geduldig all diese Stiche und Schläge des Schicksals. Er leidet unter ihnen, er unterliegt ihnen auch, aber er denkt nicht über ihre Ursachen und ihre Beseitigung nach. Auf diesem Gebiete Wandel zu schaffen, wäre eine dauhbare Aufgabe für die „neue Aera“, die ja jetzt in der Türkei anzubrechen scheint.

## Sauser im Stadium.

So recht uns Schreiben ist mir heute früh. Allzu oft kommt das nicht vor, wenn ich im Wandern bin; aber wenn es sich schon einmal einstellt und es mir nicht gelingt, mich daran vorbeizurücken, dann ist es das Beste, ich verlange in dem Haus, wo ich genächtigt, Tinte, Feder und Papier, was nach einigem Suchen sich meist auch findet. Wenn ich mir dann das Gedächtnis vom Herzen heruntergeschrieben habe, kann ich wieder leichter weiterwandern.

Was mich nun heute plagt, das ist der betrübende Umstand, daß so wenig Menschen wissen, was der Sauser im Stadium ist. Es gibt ein schönes Stück deutscher Erde, das liegt so um den jungen Rhein herum, gerade wo er aus dem Bodensee heraustritt, jung und stark, um bei Schaffhausen den kühnen Sprung über die Felsen zu tun. Man weiß in dieser Gegend nie, wo Deutschland aufhört und die Schweiz anfängt; nur an den Grenzwächtern und Zollhäusern merkt man von Zeit zu Zeit. Dort ist am schönsten im Spätherbst. Man zieht am klaren, still, aber raschfließenden

Strom entlang unter großen Obstbäumen hin, in deren Laubwerk die Herbstsonne die Blätter so lang vergolbet, bis sie leise herabflattern. Manchmal sagt der junge Rhein einem plötzlich Wieu und verschwindet in einer weichen Biegung hinter braunem Ufergebüsch. Aber gerade, wenn man am wenigsten denkt, gibt es ein fröhliches Wiedersehen. Ich möchte schon gern wissen, was der Rhein und die Landstraße in stillen Nächten einander erzählen. Von den Fischhochzeiten der Laache wahrscheinlich oder den Streichen der Schmuggler; ganz sicher aber von den Automobilen, die einen so gräulichen Staub und Dampf hinter sich lassen, daß die Eisenbahn schon rein gar nichts mehr dagegen ist.

Auf der Landstraße bin ich unter solcherlei Gedanken dem Bodensee zugegangen; auf der Landstraße wie ein Handwerksbursche. Es gibt nichts schöneres im Herbst! Im Sommer geht sich besser über die weichen Graspolster der Alpenweiden und im Winter besser ohne Weg und Steg auf Skiern über die Schneefelder der Gebirge. Aber der Herbst ist die Zeit der Landstraße. Leicht von Frühnebeln besprennt, so daß dich kein Staubchen stört, zieht sie sich breit dahin und wenn man mitten darauf wandert, mit rechts und links fünf Metern Ellenbogenfreiheit, so ist das etwas Köstliches. Um dich herum siehst du überall Menschen bei fröhlicher Arbeit, beim Traubensehen, beim Rutschschwingen, beim Kesselnbrechen und Birnenschütteln. In den Dörfern knarren in dunklen Scheunen Kellern und Trotten und aus allen Häusern strömt ein süßherber Duft von „Neuem“. Untertwegs begegnest du mit Fässern beladenen Fuhrwerken. Oben in den Spundlöchern nicken große bunte Blumen und die Küße vor dem Wagen wiegen stolz die großen Köpfe, als wüßten sie, was für eine kostbare Last sie schleppen, nämlich — Sauser im Stadium.

Sauser ist neuer, gärender Wein. Darum steckt oben kein massiver Zapfen im Loch, sondern nur ein schöngeschmücktes hohles Stück Holz; darin stecken wie in einer Wase rote Atern und Thalic und da der süße Gärungsgeist an ihnen vorbei in die Luft zieht, so tanzen und schwanzen sie so selig mit den schweren Blumentöpfen auf den dünnen, grünen Stengeln. Sie sind zweifellos ein bißchen beschwipst.

Wenn man aber das Ohr an den Bauch des Fasses legt, dann hört man drinnen ein dumpfes leises Sausen und Brausen. Ich bin zu schwach in der chemischen Wissenschaft, um zuverlässig zu erklären, woher dieser Aufruhr in dem Fasse kommt. Professoren, die unglaublich viel wissen sollen, behaupten, das rühre von der Verwandlung des Traubenzuckers in Alkohol her. Möglich ist das schon. Was ich aber ganz sicher auch ohne Chemie weiß, das ist, daß der Wein deshalb so braust und brodeln, weil er jung ist. Alles Junge braust und fault. Ihm ist das Faß zu eng, wie der jungen Menschenseele manchmal der Körper. Er möchte irgend etwas anstellen. Wenn er Kraft genug hat, reißt er die Faßdauben und eisernen Reifen auseinander, um nach diesem Kühnen, aber sehr dummen Streich von der schmutzigen Erde aufgeschluckt zu werden. Wie manchen jungen Menschenkindern ist es gerade so gegangen. Aber deshalb scheltet mir nicht das Sausen und Brausen, das Brodeln und Zischen. Es müssen nur gute Fahreisen drumherum sein. Die besten sind die selbstgeschmiedeten. Dann bleibt alles hübsch beieinander und tobt sich zu einem kraftvollen Weinlein aus. Das Stadium, der Höhepunkt des Sausens ist bald vorbei. Man muß es nur gewähren lassen und gut behüten in Fässern und Menschen.

Am schönen mächtigen Rathaus von Verlingen las ich an einer Tafel hinter einem Drahtgitter die Bekanntmachung, daß der letzte Sonntag im Oktober zum Sausersonntag bestimmt sei. Die strengen Wirtschaftsgesetze fallen an diesem Tage, von den beiden Augen des Gesetzes wird mindestens das eine zugedrückt und anstatt Feierabend gibts Musik und Tanz. Da trinkt die mannbare Jugend zu dem Sauser, den sie schon in sich hat, noch heurigen Reuen, ißt Trauben und frische Küße dazu und kommt in jenes Stadium, wo man je nach der Gemütsart entweder für zweifelhafte Schönheiten in Liebe zerschmilzt oder auch dem treuesten Freunde den Frack verhaut. Und wenn der Sausersonntag vorüber ist, wird alles wieder gut.

Von Verlingen bin ich am leicht durch Nebel verschleierten Untersee weiter gewandert Konstanz zu. Goldbraun wogte das hohe Schilf am Strand wie überreife Kornfelder. Mattblau leuchtete der See unter Sonnenschaubern, die dann und wann einmal Meister wurden über den Nebel. Die Wälder der weichen Uferhügel brannten in allen Farben der Herbstpracht. Auf einer Wiese weideten Kühe die letzten Blumen und Gräser ab und die zwei Hirtenbuben übten sich hinter einem Raine im Rauchen langer, schwarzer Schweizerstumpen. Ueberall in den Dörfern lockten die alten schönen Wirtschaftshäuser und aus den Fenstern hingen noch besondere Tafeln, die den Sauser im Stadium lobten. Aber ich hatte das nicht nötig. Der köstlich herbe Geist des Herbst brauste auch so schon in meinem Herzen und mir war es, als ob aus dem raschelnden Laub und dem stummen Nebel eine Stimme mir ins Ohr sagte: Glücklich die, in deren Herzen immer der Sauser im Stadium lebt! Denn wenn auch des Lebens Herbst sie entblättert, oder des Winters Schnee ihr Haupt bedeckt, werden sie doch immer jung bleiben in ihrer Seele!

H. Fendrich.